

LEILA S.

CHUDORI

PULANG

(HEIMKEHR

NACH

JAKARTA).

ROMAN

CB | LONGPLAYER

Über das Buch

»Pulang (Heimkehr nach Jakarta« erschien 2012 in Indonesien und erregte viel Aufsehen. Die Autorin war gerade drei Jahre alt, als die Massenmorde an angeblichen Sympathisanten der Kommunistischen Partei Indonesiens im September 1965 begannen. Hunderttausende Menschen starben, weil sie eine eigene politische Meinung hatten. Damit begann die Diktatur von Präsident Suharto. Joshua Oppenheimer hat die Pogrome in seinen Filmen »The Act of Killing« und »The Look of Silence« auf außergewöhnliche Weise dokumentiert. Pulang (das indonesische Wort für nach Hause) befasst sich mit dem Schicksal einer Gruppe von Journalisten, die aufgrund der Ereignisse im September 1965 im Exil in Paris leben und nicht mehr in ihre Heimat zurückkehren können. Pam Allen (»Inside Indonesia«) charakterisiert Leila S. Chudoris Buch als wichtigen Beitrag der Aufarbeitung dieses Themas, als »Gegengift« gegen die offizielle Version der Geschichte, die unter Suharto verbreitet wurde.

Der Roman verknüpft die historischen Ereignisse mit dem persönlichen Schicksal zweier Generationen. Dimas Suryo, der 1965 im Ausland war und nicht mehr nach Indonesien zurückkehren konnte, lebt als Mitbesitzer eines indonesischen Restaurants in Paris und leidet lebenslang unter seiner Heimatlosigkeit. Lintang Utara, seine Tochter mit der Französin Vivienne, reist 1998 für die Examensarbeit ihres Filmstudiums nach Jakarta und begegnet auf ihre Art der Geschichte und Gegenwart Indonesiens. Sie gerät in die Studentenunruhen, die zum Ende der Ära Suharto führten.

»Pulang (Heimkehr nach Jakarta« ist nicht nur spannend, en passant erfährt man viel über Indonesien und seine Kultur. Vor allem das Essen ist der Autorin wichtig: Für sie ist es Teil der gelebten Kultur ihres Landes, und sie schildert die Kochkünste des Protagonisten detailliert und inspirierend.

Das Buch ist in seiner Struktur komplex gebaut; verschiedene Zeitebenen und Erzählperspektiven setzen das Narrativ gekonnt zusammen. Ein großartiger und groß angelegter Roman, der weit mehr ist als ein Bild Indonesiens: Er ist ein Stück Weltliteratur.

Über die Autorin

Leila S. Chudori, 1962 in Jakarta geboren, begann bereits mit zwölf Jahren zu schreiben. Ihre Kurzgeschichten erschienen in verschiedenen indonesischen Zeitschriften. Sie studierte Politikwissenschaft und Vergleichende Gesellschaftspolitik an der University of Trent, Kanada. Seit 1989 arbeitet sie als Redakteurin bei der indonesischen Zeitschrift »Tempo«. Darüber hinaus schreibt sie Drehbücher für Fernsehfilme. 2007 wurde sie für ihre Arbeit als Drehbuchautorin ausgezeichnet.

Leila S. Chudori

Pulang

(Heimkehr nach Jakarta)

Aus dem Indonesischen von Sabine Müller

CulturBooks Verlag

www.culturbooks.de

Impressum

eBook-Ausgabe: © CulturBooks Verlag 2015

Gärtnerstr. 122, 20253 Hamburg

Tel. +4940 31108081, info@culturbooks.de

www.culturbooks.de

Alle Rechte vorbehalten

Die Originalausgabe, *Pulang*, erschien 2012 bei Kepustakaan Populer Gramedia, Jakarta

© Leila S. Chudori 2012

Printausgabe: © Weidle Verlag 2015

Die Veröffentlichung dieses Buchs wurde ermöglicht mit freundlicher Unterstützung durch das Übersetzungsförderungsprogramm des Ministeriums für Bildung und Kultur der Republik Indonesien

Dank an John McGlynn, Claudia Kaiser, Anita Sobron und das Restaurant Indonésia in der Rue de Vaugirard, Paris.

Lektorat: Barbara Weidle

Korrektur: Kim Keller, Angelika Singer

Umschlaggestaltung: Magdalena Gadaj

eBook-Herstellung: CulturBooks

Erscheinungsdatum: 15.09.2015

ISBN 978-3-95988-027-5

*Für meine Eltern
Willy und Mohammad Chudori
und meine Tochter
Rain Chudori-Soerjoatmodjo*

Prolog

Jalan Sabang, Jakarta, April 1968

Die Nacht war hereingebrochen, ohne Wenn und Aber. Als hätte sich ein schwarzes Wurfnetz über Jakarta gelegt, oder als hätte sich die Tinte eines Riesenkraken über das gesamte Stadtgebiet ergossen. Undurchdringlich wie die Zukunft, die ich nicht vorausahnen konnte.

In der Dunkelkammer sah ich weder Sonne noch Mond. In der Dunkelheit, in die dieser Raum getaucht war, herrschte der Geruch von Chemikalien und Angst.

Es war nun schon drei Jahre her, daß die Redaktion der Berita Nusantara von »Ungeziefer« und »Schmutz« gesäubert worden war. Die Armee war das Desinfektionsmittel. Wir, die dort arbeiteten, waren das Ungeziefer und der Schmutz. Und wir mußten von der Erdoberfläche getilgt werden. Ohne Spuren zu hinterlassen. Einer dieser Schädlinge verdiente nun seinen Lebensunterhalt im Tjahaja Fotostudio an der Ecke zur Jalan Sabang.

Ich machte die rote Lampe an, um einige Negativstreifen zu überprüfen, die noch zum Trocknen an der Leine hingen. Es muß gegen sechs Uhr gewesen sein, denn ich konnte den Ruf des Muezzins zum Abendgebet hören, der gedämpft zu mir hereindrang. Ich stellte mir die Atmosphäre auf der Jalan Sabang vor, das nervige Knattern der Bemos, die sich träge vorwärtsbewegenden Opelets, das Quietschen der ungeölten Becaks, das Klingeln und Bimmeln der Fahrräder, die sich ihren Weg auf die andere Straßenseite bahnten, und die Verkäufer mit fahrbaren Imbißständen, die ihre Waren lautstark anpriesen. Ich konnte mir genau vorstellen, wie der Wind den Geruch der Sate-Spieße aus Lammfleisch herüberwehte, die Pak Heri an seinem Straßenstand an der Ecke Jalan Sabang und Asem Lama auf den Grillrost gelegt hatte. Ich war sicher, daß er genau in diesem Augenblick eine Handvoll Erdnüsse mahlte und diese dann mit süßer Sojasoße und Zwiebelringen mischte. Ich erinnere mich noch genau, wie mein Freund Dimas Suryo die Erdnußmischung von Pak Heri aufmerksam studierte und sie mit ihm besprach, ganz so als würde er über Verse des Dichters Rivai Apin diskutieren.

Die Kakophonie auf der Jalan Sabang gipfelte für uns bei Tjahaja allabendlich im Pfeifen des Kessels, das von Suhardis Verkaufswagen herüberklang. Jeden Abend hielt Suhardi mit seinem mobilen Stand vor dem Fotostudio, und mit der gleichen Regelmäßigkeit kauften wir bei ihm unsere Putu. Dieses Pfeifgeräusch und der Duft der Sate-Spieße von Pak Heri waren normalerweise das einzige, was bis in die Dunkelkammer vordringen konnte. Alle anderen Stimmen und Geräusche schienen in der Schwärze des Raumes erstickt zu werden. Die süßen Putu hingegen klopften mit ihrem Duft und dem Pfeifen des Kessels an die Türen und Fenster des Fotostudios. Das war das Zeichen für mich, den Raum, in dem es keine Zeit gab, zu verlassen.

Ich hätte nicht sagen können, warum es mir an diesem Tag widerstrebte, nach draußen zu gehen. Ich sah den Verkaufsraum als einen Ausschnitt der deprimierenden Außenwelt vor mir: Das Licht der Neonlampen ergoß sich auf

den Fußboden und in die Glasvitrinen; Suhardjo und Liang bedienten Kunden, die ihre Fotoabzüge oder Paßfotos abholten. Letzteres war in den vergangenen zwei Jahren zu unserer beste Einnahmequelle geworden. Fast täglich kamen mindestens zehn bis fünfzehn Personen, die um ein Paßfoto baten. Sie benötigten es für ein offizielles Schreiben, in dem sie erklären mußten, daß sie nicht an der Bewegung des 30. September beteiligt gewesen waren.

Das beharrliche Pfeifen am Putu-Stand lockte Kunden herbei. Ich blieb bewegungslos stehen. Mir kam es vor, als mischte sich das Pfeifen des Putu-Kessels mit dem Pfeifen eines Mannes. Dann hörte ich immer deutlicher kräftige Schritte in unseren Laden treten. Ich wußte nicht, was lauter war: das Pfeifen des Putu-Kessels oder mein klopfendes Herz.

»Guten Abend«, sagte eine unbekannte Männerstimme.

»Guten Abend«, erwiderte Adi Tjahjono, der Inhaber des Fotostudios Tjahaja.

»Kann ich mit Pak Hananto sprechen?«

Ich konnte nicht hören, was Adi darauf antwortete, aber ich erkannte, daß er alarmiert war. Ich vermutete, sie waren zu dritt oder zu viert.

»Darf ich fragen, wer Sie sind?«

»Ich bin sein Cousin aus Zentral-Java«, sagte eine andere Männerstimme, die sanfter und gebildeter klang.

Adi schwieg.

Ich wußte, Adi Tjahjono würde der Sanftheit und der Freundlichkeit des Mannes, der vorgab, mein »Cousin aus Zentral-Java« zu sein, nachgeben müssen. Doch ich hörte nichts. Ich stellte ihn mir vor, wie er angestrengt über eine Antwort nachdachte.

»Hananto Prawiro!« Eine andere Stimme war zu hören, schwerer und drängender. Es klang, als würde sich diese nachdrückliche Stimme Adi Tjahjono nähern und ihm an die Kehle gehen, wenn er weiterhin so täte, als versuche er sich an etwas zu erinnern.

Ich stand wie angewurzelt in der Dunkelkammer und war unfähig, einen klaren Gedanken über die nächsten möglichen Schritte zu fassen. Ich hörte das Pfeifen des Putu-Kessels und wunderte mich darüber, daß es wie »Miroirs« von Ravel klang. Warum nicht »Boléro«, fragte ich mich. Vielleicht weil »Miroirs« den Ansturm meiner Gefühle dämpfen konnte.

Die Dunkelkammer hatte keine Fenster. Das bedeutete, daß ich – selbst wenn ich mich nach draußen schleichen und fliehen wollte – die Tür zum Verkaufsraum hätte nehmen müssen. Und das bedeutete wiederum, daß sie mich dort sofort erwischen würden, ganz gleich, wie schnell ich auch rannte. Aber die Wahrheit war: Ich wollte nicht länger auf der Flucht sein. Nicht, weil es ein Leben voller Entbehrungen und in Armut bedeutete. Auch nicht, weil ich meine Entschlossenheit zum Widerstand verloren hatte. Ich wollte nicht länger auf der Flucht sein, weil mich unlängst diese eine Nachricht erreicht hatte: Surti und die Kinder waren von der Wache der Militärpolizei Guntur in das Distrikt-Militärkommando auf der Jalan Budi Kemuliaan verlegt worden. An diesem Punkt mußte ich Schluß machen. Nicht, weil ich nicht mehr an den Kampf glaubte. Sondern weil ich wollte, daß Surti und unsere drei Kinder in Sicherheit

lebten. Das zumindest war ich ihnen nach den drei Jahren, in denen ich auf der Flucht war, schuldig.

Die Tür zur Dunkelkammer wurde geöffnet und knarrte. Warum vergesse ich nur immer wieder, die Scharniere zu ölen? Adis Stimme erklang, fast durch das Pfeifen des Putu-Kessels übertönt, überbrachte er mir die Nachricht vom Besuch des »Cousins aus Zentral-Java«. Ich verstand nicht alle Worte, wußte aber die Bedeutung des Gesagten. Ich mußte mich ergeben. Adi und ich sahen uns an. Ich bemerkte, wie sich Tränen in seinen Augen sammelten. Ich wußte, er war machtlos. Ich nickte ihm zu und nahm meine Jacke von der Garderobe. Es war der 6. April 1968. Ich blickte auf mein Handgelenk, aber dann erinnerte ich mich, daß ich meine Armbanduhr Dimas gegeben hatte. Es ging das Gerücht um, daß er, Nug und Risjaf in Peking untergetaucht waren. Die Titoni-Uhr mit dem aus siebzehn Edelsteinen gefertigten Lager konnte Dimas jetzt vielleicht dazu dienen, die Zeit besser im Blick zu behalten.

Die vier »Gäste aus Zentral-Java« reagierten augenblicklich auf mein Erscheinen. Sie stellten sich in bemerkenswerter Gleichförmigkeit um mich herum, jeweils mit einer Hand in der Innenseite ihres Jacketts. Genauer gesagt, sie hatten mich umzingelt und waren bereit, mich sofort zu erschießen, wenn ich auch nur den Versuch unternahm, mich ihnen zu entwinden und zu fliehen. Einer der vier, vermutlich ihr Anführer, kam noch näher.

»Herr Hananto, ich bin Lettu Mukidjo.« Er lächelte. Es war seine freundliche Stimme, die vorhin zu hören gewesen war und die auf gute Umgangsformen schließen ließ. Nun konnte ich seine leuchtenden Augen sehen. Er lächelte zufrieden. Sein Lächeln ließ einen Goldzahn zwischen seinen Lippen kurz aufblitzen. Ich wußte, mit welcher Befriedigung er mich nun stellte, das letzte Glied einer Kette. Seitdem die Verfolgungen vor drei Jahren begonnen hatten, waren bereits Hunderte von Freunden verhaftet worden.

»Bitte folgen Sie uns ...!«

Lettu Mukidjo machte tatsächlich einen kultivierten Eindruck. Auch wenn ich mich innerlich darauf einstellte, gleich von allen Seiten getreten und geschlagen zu werden. Freunde hatten berichtet, daß mich die Militärs unbedingt hatten finden wollen und mich inzwischen »den Schatten« nannten. Ich nickte ruhig, machte die ersten Schritte, begleitet von den vier Männern in Zivil, die sich von Adi Tjahjono verabschiedeten.

Die Nacht war hereingebrochen, ohne Wenn und Aber. Ich folgte ihnen zu zwei Autos, die vor dem Fotostudio Tjahaja geparkt standen: ein Nissan Patrol und ein Toyota Landcruiser mit einem Verdeck aus Leinenstoff. Lettu Mukidjo, der Goldzahnbesitzer, bat mich, in den Toyota einzusteigen. Vor meinem inneren Auge tauchten die Gesichter von Surti, Kenanga, Bulan und Alam auf. Und von all meinen Freunden, die ich nun vor mir sah, blickte – aus welchem Grund auch immer – nur Dimas Suryo mir nach. Als der Motor ansprang, ging mein Blick in die Nacht und entlang der Jalan Sabang: Ich sah den Putu-Stand von Suhardi, Pak Heris Sate-Stand, die Nudelgarküche und schließlich die flackernde Neonlampe des Fotostudios Tjahaja. Ein letztes Mal.

DIMAS SURYO

Paris, Mai 1968

Sie erschien mir wie die unvollendete Zeile eines Gedichts.

Unter den Tausenden von Studenten, die sich für eine Kundgebung auf dem Platz vor der Sorbonne versammelt hatten, fiel nur sie mir auf. Sie stand am Denkmal für Victor Hugo. Ihre Haare, brünett, dick und wellig, trotzten dem Wind. Nur einige widerspenstige Strähnen umflatterten ihr Gesicht und bedeckten es teilweise. Obwohl ich in einiger Entfernung von ihr stand, konnte ich ihre grünen Augen erkennen, deren Anblick mein betrübtes Herz durchdrang. Nur für einen Augenblick schaute sie zu mir herüber. Eine Sekunde lang. Zwei Sekunden. Sogleich war sie wieder damit beschäftigt, den um sie herum stehenden Studenten Anweisungen zu geben. Ich war fast sicher, daß sie ein Lächeln verbarg.

... Versucht der Wind nicht gerade
ihre makellosen Lippen zu berühren ...

Doch der Maiwind machte sich wieder an ihrem Haar zu schaffen. Die Frühlingssonne wetteiferte mit dem letzten Wehen des Pariser Winters. Mit gespielter Verärgerung streifte sie die widerspenstigen Strähnen zur Seite. Nicht mit der geschmeidigen Bewegung einer Tänzerin, auch nicht mit dem eitlen Schwung einer Frau, die versucht, die Aufmerksamkeit eines Mannes auf sich zu ziehen. Ihre Bewegung machte deutlich, daß sie mit derlei kleinen Störungen keine Geduld hatte. Sie stand da mit aufrechter Körperhaltung und einem unnachgiebigen Blick. Aus einiger Entfernung beobachtete sie eine Gruppe von Kommilitonen. Ihre Lippen waren zwar fest aufeinandergepreßt, aber ihre Augen lächelten. Hin und wieder biß sie sich auf die Unterlippe. Dann schaute sie auf die Armbanduhr. Wenige Minuten später stemmte sie die Hände in die Hüften.

Ein Mann kam auf sie zu und gab ihr eine Flasche Bier der Marke 1664. Er hatte lockiges Haar und trug eine Brille. Wenn er nicht so zerzaust gewirkt hätte, hätte er glatt zu den gutaussehenden Franzosen zählen können. Aber ich war sicher, seit gestern hatte der nicht mehr geduscht; genau wie Tausende Studenten der Sorbonne, die hier demonstrierten. Ihr Protest richtete sich gegen die Verhaftung von einigen Studenten der Universität Paris X in Nanterre und gegen die einstweilige Schließung ihres Campus.

Ich roch die Mailuft, sie war allerdings schwer vom muffigen Geruch der Körper, die selten ins Freie kamen. Dazu der Geruch aus Mündern, die zwar schon lange keine Zahnpasta mehr gesehen, dafür aber alkoholische Getränke geschmeckt hatten. Hier wurde die unvergleichliche Leidenschaft des Widerstands ausgedünstet.

Ich war neidisch. Ich war eifersüchtig. Bei dem Kampf, der hier und heute in Paris tobte, war ganz klar, worum es ging. Es war klar, wo der Schuldige und wo

der Ankläger stand. Die Kontrahenten waren die Studenten und Arbeiter auf der einen Seite und die Regierung de Gaulles auf der anderen Seite. In Indonesien waren uns Durcheinander und Chaos sehr wohl vertraut, aber wir wußten nie, wer unser Freund und wer unser Feind war. Wir wußten noch nicht einmal, welche Ziele die jeweiligen Konfliktparteien verfolgten, außer vielleicht, daß es ihnen um Macht ging. Was für ein Chaos und was für eine Finsternis!

Zwei Briefe steckten in meiner Jackentasche. Bereits seit Anfang des Jahres wurde in Indonesien jeder, der mutmaßlich Mitglied oder Sympathisant der Kommunistischen Partei war, verfolgt, verhaftet und verhört. Dazu zählten auch Familienangehörige, Freunde, Arbeitskollegen und selbst Nachbarn von Mitgliedern der PKI oder von Personen, die man als PKI-nahe verdächtige. Mein jüngerer Bruder Aji berichtete von unzähligen schrecklichen Vorfällen; von massenhaft verschwundenen Menschen und von einer weit größeren, noch unbekanntem Zahl von Getöteten.

Den ersten Brief hatte Aji geschrieben, darin verbot er mir und meinen drei Freunden, nach Indonesien zurückzukehren. Aji teilte uns jedes Mal per Brief mit, wenn ein Freund, ein Nachbar oder ein Bekannter in die Hände des Militärs gefallen war.

Aber die Nachricht, die er in seinem jüngsten Brief übermittelte, hatte ich am meisten gefürchtet. Ich hatte die Hoffnung nie aufgegeben, daß man Mas Hananto nicht erwischen würde.

Diese Hiobsbotschaft war nun doch eingetroffen. Mas Hananto, mein Freund, mein Vorgesetzter, mein Kollege, mein Gesprächspartner, Surtis Ehemann und der Vater von Kenanga, Bulan und Alam, wurde schließlich doch gefaßt. Man hatte ihn vor etwa einem Monat an seinem Arbeitsplatz in der Jalan Sabang in Jakarta verhaftet.

Plötzlich lag Paris im Schatten. Mein Herz verfinsterte sich. Ich wagte nicht, den zweiten Brief zu öffnen. Ich ahnte, daß sein Inhalt mich noch mehr lähmen würde. Er war von Kenanga, Hanantos ältester Tochter.

Es war absurd. An jenem Abend in Jakarta hätte sich die Schlinge des Militärs um meinen Hals legen müssen. Aber ich war hier, inmitten einer wogenden Menge französischer Studenten. Umgeben von ihrem Tumult, nahm ich plötzlich den unverwechselbaren Geruch der Gosse Jakartas wahr, vermischt mit dem Duft von Nelkenzigaretten und dem Aroma schwarzen Kaffees. Das Leuchten in den Augen der französischen Studenten erinnerte mich an die Freunde in Jakarta. Das Leuchten in ihren Augen und ihre überschäumende Begeisterung für die Sache. Mit kräftigen Stimmen forderten sie eine gerechtere Gesellschaft. Auch wenn später sicherlich nicht wenige der idealistischen Studenten zum Erhalt genau dieser momentan abgelehnten Machtverhältnisse beitragen würden.

Die Begeisterung für die Sache strahlte auch aus den Augen der brünetten Frau. Allerdings starrte sie gerade den ungeduschten Lockenkopf mit Brille an. Der zottige Mann wirkte verunsichert und wandte sich von ihr ab. Er trank den letzten Rest aus seiner Bierflasche und hatte im selben Augenblick das Interesse an der hübschen Frau verloren.

Ich hätte mich ihr allzugern genähert. Bestimmt war die Farbe ihrer Augen aus dem Grün von Weinblättern und dem Blau des Indischen Ozeans gemischt worden. In diesen frischen Farben wollte ich Zuflucht suchen. Das Grün ihrer Augen wäre mein Teppich aus Gras, hier könnte ich mich niedersetzen oder mich auf den Rücken legen; das Meeresblau wäre der Himmel, der sich wie ein Schirm über mir spannte.

Mein Körper und meine Augen hatten sich bereits auf den Weg zu ihr gemacht, aber meine Beine waren schwer wie Blei, meine Füße fühlten sich an, als lägen sie wie die eines zum Tode verurteilten Schwerverbrechers in Ketten. Um mich herum rauschte und wehte der Pariser Wind und verhöhnnte meine Hemmungen. Ich starrte auf meine erbärmlichen Füße, die mir den Dienst versagten.

Plötzlich sah ich ein zweites Paar Füße, eines, das dunkelblaue Turnschuhe trug und aus verwaschenen Jeans ragte. Langsam hob ich meinen Blick. Die blaugrünen Augen blickten direkt in meine. Ganz nah.

»Ça va ...?«

Die blaugrünen Augen lächelten.

Sie kam zu mir wie die fehlende Zeile eines Gedichts. Sie setzte meinen Atem fort, der plötzlich angehalten hatte.

»Ça va ...?«

Vivienne Deveraux und ich wurden zwei Punkte, die zu einer Linie verschmolzen und jede Pore des Körpers der Stadt Paris erkundeten. Nur wenige Wochen nach unserer ersten, kurzen Begegnung führte uns die Natur wieder zusammen. Es war auf der Rue de Seine, ich schaute mir gerade eine Reihe von Plakaten an, die dort an Gebäuden entlang der Straße hingen und nahezu alle Wände des Rive Gauche bedeckten. Diese Bilder katapultierten mich nach Indonesien zurück. Ich dachte an einige befreundete Maler und sah ihre Werke mit den unterschiedlichsten Motiven in leuchtenden Farben vor mir: Kurkumagelb, flammendes Rot oder Blauviolett. Andere indonesische Künstler waren der Technik des Holzschnitts treugeblieben, und deren Bilder erinnerten mich häufig an die Werke osteuropäischer Künstler. Die Plakate hier nun in der Rue de Seine wirkten provokativ und schienen ihre Botschaften lautstark vermitteln zu wollen. Allerdings mußte ich mir deren Bedeutung zunächst übersetzen.

»Toute la Presse est Toxique«, »La Lutte Continue«

»The struggle continues ...«

Diese Stimme! Da war sie wieder. Vivienne stand neben mir. Mit ihren blaugrünen Augen und diesen Lippen, deren einziger Makel war, daß sie nicht durch meine verschlossen waren.

Vivienne lächelte und zeigte auf das Plakat, auf dem die Umrisse von sechs Personen abgebildet waren und die Zeile »La Lutte Continue« geschrieben stand. »That means: The struggle continues«, sagte sie in einem bezaubernden Englisch.

»Bedeutet das, daß Studenten und Arbeiter in ihrer Entschlossenheit vereint sind?«

»Es geht um die Entschlossenheit des gesamten französischen Volkes«, sagte sie entschieden. Ich nickte, aber Vivienne bemerkte die Skepsis in meinem Gesicht. Sie schlug vor, in eines der Straßencafés zu gehen. Als wir uns hingesetzt hatten, bestellte sie gleich zwei Tassen Kaffee für uns beide. Der Kaffee in Paris wurde immer in diesen winzigen Tassen serviert, die mir eher dazu geeignet schienen, einen Edelstein aufzubewahren. Als ich zum ersten Mal einen Schluck Kaffee daraus probierte, wäre ich fast umgefallen. Auf meiner Zunge hatte sich eine ölige und unglaublich süße Masse ausgebreitet. Was taten die Franzosen bloß in ihren Kaffee? Ein Kilo Zucker und eine Gallone Milch?

Selbst jetzt, nach dem soundsovielten Pariser Kaffee, übermannte mich beim ersten Schluck erneut die Empfindung, daß die Sahne sich wie pures Fett auf meine Zunge legte. Ich verschluckte mich. Was hatten nur alle mit diesem europäischen Kaffee?

»Magst du keinen Kaffee?« Vivienne entging nicht, wie schwer es mir fiel, den Kaffee hinunterzuschlucken.

»Du solltest den Kaffee aus Indonesien probieren! Wir haben Hunderte, vielleicht sogar Tausende Sorten von Kaffee«, übertrieb ich. Offenbar wollte ich sie mit meinem Heimatland beeindrucken. Bestimmt wußte Vivienne wie viele andere Franzosen nicht besonders viel über l'Indonésie.

Während ich ihr lang und breit von den Kaffeearten Toraja, Mandailing, Tubruk und Luwak vorschwärmte, hörte sie mir lächelnd zu. Ich erzählte ihr, wie die Kaffeebohnen für den besonders begehrten und teuren Luwak gewonnen werden: Die reifen Kaffee-kirschen werden von Tieren einer bestimmten Schleichkatzenart, den Luwak, gefressen und wieder ausgeschieden; anschließend werden die Bohnen eingesammelt, gewaschen und geröstet. Vivienne war anzusehen, daß sie ein Lachen unterdrückte, um nicht unhöflich zu erscheinen. Sie glaubte mir nicht. Ich konnte in ihren Augen lesen, daß sie sich fragte, wie im Verdauungstrakt eines Tieres mit Namen Luwak der erste Schritt der Veredelung von Kaffeebohnen vonstatten gehen konnte, die später als Köstlichkeit gehandelt wurden. Als ich dann auch noch beschrieb, wie stark der Luwak-Kaffee war und daß der erste Schluck des Tages dem Genießer einen - morgendlichen -Orgasmus bescherte, lachte Vivienne endlich schallend auf.

»Du hast es geschafft, daß ich für einen Moment das Chaos in meinem Land vergessen habe«, sagte sie.

»Was für ein Chaos?« Vivienne lachte nicht mehr.

»Die Polizei geht auf meine Freunde los. Der Campus ist geschlossen, und die Politiker sind ratlos.«

Vivienne klagte nicht. Sie sprach, als trüge sie reine Fakten vor. Ich beobachtete ihre Lippen, während sie sprach. Sie hatte nicht die leiseste Vorstellung davon, was Chaos in meinem Land bedeutete. Die Berichterstattung über Indonesien nahm in Le Monde und Le -Figaro gewiß nur einen marginalen Raum ein. In Frankreich verstand man unter Indonesien lediglich ein Land in Südostasien, das nach seiner Lage auf der Landkarte nicht weit von Vietnam entfernt war (die einzigen asiatischen Länder, die die meisten Franzosen kannten, waren Vietnam und China). Für Vivienne und ihre Freunde, die

gegenwärtig für die Widerstandsbewegung der jungen Generation in Europa und Amerika brannten, war der völlig sinnlos geführte Vietnamkrieg der Auslöser ihrer Proteste. Sie hatten die Namen von Sukarno, Hatta, Sjahrir oder Tan Malaka noch nie gehört. Ganz zu schweigen von den blutigen Ereignissen um den 30. September 1965. Sie mußten ja erst einmal den Atlas zur Hand nehmen, um nachzuschlagen, wo Indonesien überhaupt lag.

Vivienne aber redete weiter, über den Beginn des Protestes der Studenten in Nanterre, wie dieser immer weitere Kreise zog und sich zu einer gewaltigen Studentenbewegung entwickelte, der sich schließlich auch die Arbeiter anschlossen. Ich hielt es kaum mehr aus. Ich war sicher, wenn Vivienne gewußt hätte, was in Indonesien passierte, dann würde sie aufhören zu reden. Andererseits wollte ich nicht (oder noch nicht) über das Blutbad in meinem Heimatland sprechen. Wie aber ließ sich ihr Geplapper abstellen?

Ich entschloß mich, den Platz zu wechseln und mich neben sie zu setzen. Ich berührte ihr hübsches spitzes Kinn und drehte sanft ihren Kopf zu mir. Tatsächlich, sie hörte auf zu sprechen. Ihre Augen weiteten sich, und in ihnen erkannte ich Begehren. Dann schloß ich ihre Lippen mit meinen. Wir küßten uns, als wollten wir niemals mehr damit aufhören.

In den folgenden Monaten benahmen wir uns wie zwei *flâneurs* auf einer Entdeckungsreise durch die Straßen von Paris. Es schien mit einem Mal, als hätte die Mai-Revolution 1968 nicht das geringste hinterlassen. Frankreich war wieder das flamboyante Land, in dem es lebhaft und bunt, aber dennoch kultiviert und geordnet zuing.

In dieser Zeit drängte mich Vivienne kein einziges Mal, über mich oder meine Vergangenheit zu sprechen. Sie fragte mich selten – oder genauer gesagt, faßte selten den Mut, mich zu fragen –, wie es in meiner Vergangenheit aussah. Umgekehrt wußte ich bereits eine ganze Menge über sie.

Vivienne war das jüngere von zwei Kindern der Familie Deveraux, die in Lyon lebte. Ihr Bruder Jean arbeitete seit einigen Jahren für das Rote Kreuz und war als Freiwilliger in verschiedenen Ländern Afrikas im Einsatz. Ihre Cousinen Marie-Claire und Mathilde studierten wie sie an der Sorbonne. Zusammen bildeten sie das Trio Brunette. Während der Mai-Demonstrationen waren ihre Stimmen schrill und laut zu hören gewesen.

Vivienne war zweifelsohne eine kluge Frau, und ihre natürlichen Begabungen wurden in ihrem Elternhaus bereits früh gefördert. Ihre Familie gehörte zur intellektuellen Mittelschicht, die besonders großen Wert auf eine akademische Ausbildung legte. Diese Art von Klugheit allerdings war überall in Frankreich oder überhaupt in Europa zu finden. Was Vivienne von ihren beiden Cousinen unterschied, war ihre Sensibilität. Vivienne hatte sofort verstanden, daß ihre offene Haltung mir gegenüber nicht automatisch ein Tauschpfand für Informationen aus meiner Vergangenheit war. Ihr war bewußt, daß ich nicht nach Paris ausgewandert war, weil ich aus einer Familie der Bourgeoisie stammte. Sie wußte, daß es etwas gab, das mich gezwungen hatte, mein altes Leben zurückzulassen, und das mich nun in Europa festhielt. Sie spürte es

vielleicht an der Vorsicht, mit der ich Banknoten zählte, oder an der langen Zeit, die ich in Antiquariaten verbringen konnte, ohne etwas zu kaufen.

Sie hatte nicht nur diesen festen, wohlgeformten Körper und dieses brünett schimmernde Haar, sondern Vivienne verfügte zudem über ein außergewöhnliches Einfühlungsvermögen. Sie drängte mich nicht, möglichst noch am Anfang unserer Beziehung sämtliche Details meiner Vergangenheit in enzyklopädischer Form wiederzugeben. Sie überließ es mir, ihr den Inhalt aus der Flasche meiner Erinnerung Tropfen für Tropfen anzubieten.

Als Neuankömmling in Paris kannte ich bislang nur die Metro--Linie, die in dem Viertel verkehrte, in dem sich auch mein heruntergekommenes Appartement und einige vietnamesische Imbißstuben befanden. Das Essen in diesen Läden glich mehr der indonesischen oder der chinesischen Küche als der europäischen, in der man mit Gewürzen eher sparsam umging. Vivienne bot mir an, mit mir zur Bibliothèque Nationale im Palais Mazarin zu fahren. Dort liehen wir mit ihrem Mitgliedsausweis einige Bücher über Literatur und Politik aus. Die Bibliothek war riesig und flößte mir solche Ehrfurcht ein, daß ich nicht wagte, durch alle Stockwerke zu gehen. Ich schwor mir, eines Tages allein wiederzukehren.

Vivienne führte mich an Orte in Paris, an denen man auch mit dem kleinen Geldbeutel eines Reisenden, wie ich einer war, durchkam (ich wußte immer noch nicht, wie ich mich selbst bezeichnen sollte: als Flüchtling? Reisender? Arbeitsloser? Oder als jemand mit mehr Ansehen: als Autor? als Journalist ohne Zeitung?). Wir – das waren meine drei gerne lautstark kommunizierenden Freunde und ich – hatten bereits das Grand Palais und die Kathedrale Notre-Dame besucht sowie die Île Saint-Louis erkundet. Wir spielten uns gerne als romantische Abenteurer auf. Dabei waren wir nichts anderes als ein paar Exilanten, die der Politik Indonesiens zum Opfer gefallen waren.

Die Lebensadern von Paris mit Vivienne zu erkunden war eine Offenbarung für mich. Ein anderer Paris-Liebhaber – Ernest Hemingway – konnte seiner Leidenschaft für die Stadt in dem Roman *A Moveable Feast* Gestalt geben. Vivienne schien den Körper dieser Stadt noch besser zu verstehen – vielleicht weil sie eine Frau war.

Ich hätte nicht sagen können, ob Paris ein ewiges »Fest« war, wie es Hemingway nannte. Für uns war Paris in erster Linie Terre d'Asile. Darüber hinaus gab es in Paris natürlich die Seine, den Buchladen Shakespeare & Company oder auch die Parkbank auf der Île Saint-Louis, auf der Vivienne und ich uns geküßt hatten. Paris als Terre d'Asile versorgte uns mit einem Dach über dem Kopf und der nächsten Mahlzeit – die immateriellen Genüsse der Stadt, ihre Schönheit und ihr Klang, ernährten unsere Seelen. Ich war bereits einige Male auf der rechten Seite der Seine entlanggegangen, die besonders bei Touristen beliebt war. Wir vier – Mas Nug, Tjai, Risjaf und ich – hatten uns versprochen, sämtliche Winkel von Paris zu inspizieren, bevor wir nach Hause zurückkehren konnten (wann auch immer das sein mochte).

Aber es war Vivienne, die mir die interessantesten Stadtteile auf der linken Seite der Seine zeigte. Hier gab es gleich eine ganze Reihe von Antiquariaten. In einem

dieser Geschäfte stellte mir Vivienne den Inhaber, Monsieur Antoine Martin, vor. Der pensionierte Polizist liebte die Literatur und war glücklich, wenn er den Besuchern seines Ladens Auszüge aus den Romanen von Alain Robbe-Grillet und Marguerite Duras oder Gedichte von René Char vorlesen konnte. Diese kleinen Darbietungen reichten, um das Interesse der Kunden zu wecken, die schließlich für einen relativ geringen Preis die gebrauchten Bücher kauften. Durch solche Tage, die wir als *flâneurs* verbrachten, wuchs nach und nach mein französischer Wortschatz. Am Anfang bestand mein Wörterbuch, das lediglich in meinem Kopf existierte, allein aus den Wörtern *oui*, *non* und *ça va*. Vivienne brachte mich dazu, jeden Tag mindestens zehn neue französische Vokabeln hinzuzufügen. So begann ich schließlich, diese bezaubernde Sprache ernsthaft zu erlernen. Aber ich muß gestehen, es war nicht die Sprachpraxis, die mich ständig zu Vivienne hinzog. Es waren ihre Augen. In ihre grünen Augen wollte ich eintauchen und für immer darin begraben sein.

Jakarta, August 1968

Mas Dimas,

im April wurde Mas Hananto von vier Männern des Geheimdiensts gefaßt. Wir haben es von Adi Tjahjono erfahren. Wir wissen nicht, wohin sie Mas Hananto gebracht haben. Vielleicht ist er in Guntur. Andere wollen wissen, daß er in das Haus in Gunung Sahari IV gebracht wurde. Von ihm selbst haben wir überhaupt nichts gehört.

Mbak Surti haben sie auch abgeholt. Seit den Ereignissen 65 wurde sie immer wieder in Guntur verhört. Sie will Kenanga, Bulan und Alam nicht alleinlassen. Alam ist der jüngste Sohn von ihr und Hananto und gerade erst drei Jahre alt. Schließlich wurden die drei Kinder zusammen mit Mbak Surti in die Jalan Budi Kemuliaan mitgenommen. Kenanga mußte Dinge mit ansehen, die kein Kind mit vierzehn Jahren sehen sollte. Und was soll mit ihren beiden jüngeren Geschwistern werden? Bulan mit ihren sechs Jahren und Alam, der noch jünger ist? Diesem Brief lege ich einen Brief von Kenanga an Dich bei. Kenanga meinte, Mas Hananto hätte ihr einmal gesagt, daß Du ein zweiter Vater für die drei Geschwister seist.

Ich konnte ihren Brief einfach nicht lesen.

Mutter hat nochmals betont, wie wichtig es ist, daß Du in Europa bleibst. In Jakarta sind wir wenigstens nicht mehr in ständiger Anspannung. Aber das Vorgehen der Militärs wird aggressiver. Nicht nur gegenüber den Menschen, die als Kommunisten oder PKI-Sympathisanten verdächtigt werden. Inzwischen werden auch Familienangehörige oder ganze Familien festgenommen. Einige kehren wieder, manche verschwinden einfach, andere werden in den Fluß geworfen. Mutter und ich wurden bislang nur ein paar Mal nach Guntur vorgeladen. Nachdem wir jeweils einen ganzen Tag lang Fragen beantwortet hatten, durften wir wieder nach Hause gehen. Die meisten Fragen drehten sich um Deine Aktivitäten und darum, ob wir Mas Hananto, Mas Nug, Bung Tjai und Bung Risjaf kennen. Sie fragten auch immer wieder danach, was Du vor ein paar Jahren in Peking gemacht hast. Und sie wußten sogar von irgendwoher, daß damals eigentlich Mas Hananto nach Santiago, Havanna und Peking hätte reisen sollen.

Als ich verhört wurde, habe ich Menschen brüllen hören, die gefoltert wurden. Schrill drangen ihre Schreie durch die Wände. Und ich hoffe nur, daß sie auch in Gottes Ohr drangen. Was Kenanga sehen und hören mußte, ist noch viel schrecklicher. Lies ihren Brief, und bitte antworte bald.

*Jakarta ist die Hölle. Bete für uns. Dein Bruder,
Aji Suryo*

Einige Tage später hielt ich meine Traurigkeit kaum mehr aus. An diesem Abend machte ich mit Vivienne einen Spaziergang auf der Île Saint-Louis. In einer der engen Gassen war der Mond zu sehen, ich blieb stehen und berührte ihr Kinn.

»Was ist los mit dir?« fragte Vivienne.

»Ich habe Nachrichten aus Jakarta.«

Vivienne forderte mich auf, mich auf eine Parkbank zu setzen. Es war die Parkbank, die später für mich eine fast historische Bedeutung haben sollte.

»Kannst du mit mir darüber sprechen? Vertraust du mir?«

Sie stellte mir also schließlich doch diese Frage. Die Frage nach meiner Vergangenheit, an der Blut klebte.

»Peut-être«, antwortete ich knapp. Sie hatte sich eng an mich geschmiegt, und ich wollte nicht, daß sich das änderte.

Für einen Augenblick berührte ich ihre Lippen. Ich sah Zuneigung in ihren Augen. Sie zog mich zu sich heran, und wir küßten uns lange. Es fühlte sich an, als bahnte sich Vivienne einen Weg in meine Seele, in jede Faser meines Körpers, in mein Herz. Auch wenn ich noch nicht sprach, ahnte ich, daß Vivienne bereits die Bitternis in meinem Blut und in meinem Speichel wahrnahm. Und in diesem Moment war ich bereit, den Vorhang, der meine schwarze Vergangenheit verhüllte, für Vivienne beiseitezuschieben.

Ich zog den Brief von Kenanga Prawiro, der ältesten Tochter Mas Hanantos, hervor. Ich versuchte ihn, so gut es mit meinem begrenzten Vokabular ging, ins Französische zu übersetzen.

Jakarta, August 1968

Lieber Om Dimas,

ich schreibe Dir diesen Brief jetzt, wo ich bei Oma bin. Sie hat mir gesagt, daß Om Aji Dir schreiben würde und ich einen Brief von mir mit in den Umschlag stecken könnte. Wir sind traurig. Aber wir lassen uns nicht unterkriegen.

Im April wurde mein Vater verhaftet, und seitdem haben wir ihn nicht mehr gesehen. Keiner weiß, wo er festgehalten wird. Deshalb hat Mutter uns auch alle mitgenommen, als sie verhaftet wurde. Sie wollte nicht von uns getrennt sein. Und wir wollten auch nicht von ihr getrennt sein. Bulan hat wohl noch gar nicht verstanden, daß wir in einem Gefängnis waren, Alam erst recht nicht. Es gab dort ein paar Männer von der Armee, die ganz nett zu uns waren und ihm ein paar Spielsachen mitbrachten.

Wir wurden zu einer Art Büro gebracht – ich habe den Namen vergessen, es war eine Abkürzung –, in der Gegend um die Budi Kemuliaan. Ich habe mich an das

Viertel sehr gut erinnern können, weil wir mal alle zusammen dort waren, um uns die Baustelle des Monumen Nasional anzuschauen.

In dem Gefängnis haben sie Mutter immer wieder verhört. Jeden Tag. Bis sie ganz erschöpft war. Ihre Augen waren geschwollen, und auf ihrem Gesicht lag ein dunkler Schatten. Während Mutter von morgens bis abends befragt wurde, bekam ich die Aufgabe, jeden Morgen einige Räume zu fegen und darin sauberzumachen.

Am Anfang wußte ich nicht, wozu diese Räume dienten. Erst waren es auch nur Staub und Zigarettenkippen, die ich beseitigen mußte. Aber eines Tages war getrocknetes Blut auf dem Fußboden, ich mußte es aufwischen. Jetzt wußte ich, daß dort gefoltert wurde. Ich habe die Schreie gehört, von Männern, von Frauen. Es waren sehr viele. Immer wieder andere. Vor etwa einem Monat habe ich eine Rochenschwanz-Peitsche gefunden, an ihr klebte noch Blut. Ich war geschockt. Ich zitterte. Ich konnte nicht mehr aufhören zu weinen. Ich konnte es nicht sofort Mutter erzählen, weil sie schwach war und auch noch Fieber hatte. Ich konnte kaum essen, weil mir immer übel war.

Ein anderes Mal sah ich, wie ein paar Männer wie Vieh durch einen Gang getrieben wurden, sie waren etwa im Alter meines Vaters, ihre Gesichter waren blutig. Warum wurden sie gefoltert? Und warum haben sie immer wieder meine Mutter verhört und mit den immer gleichen Fragen? Ich hörte, wie sie angebrüllt wurde: Ob sie von Vaters Aktivitäten gewußt hatte, von den Aktivitäten seiner Freunde. Ob Mutter bei den Treffen dabeigewesen war. Ob Vater mal von seinen Aktivitäten erzählt hat und so weiter. Die Männer waren immer in Wut, unfähig, in einer normalen Lautstärke zu sprechen. Sie mußten immer schreien.

Ich bin traurig und habe Angst. Bulan ist noch so klein und folgt mir auf Schritt und Tritt. Alam ist noch ein Säugling, daher haben sie Mutter ihn auch stillen lassen, obwohl sie anschließend zurück in den Raum mußte, wo sie weiter verhört und angeschrien wurde.

Ich hoffe, Dir geht es gut. Vater hat mir früher einmal gesagt, daß ich mich mit Dir in Verbindung setzen soll, wenn etwas passiert.

Deine Kenanga Prawiro

Vivienne sah mich an. Tränen in ihren Augen. Wir umarmten uns lange, ohne ein Wort zu sagen.

Ende der Leseprobe. Sie möchten das Buch kaufen?

Klicken Sie bitte [hier](#).

Hier geht's zur Verlagshomepage culturbooks.de.

Der CulturBooks Verlag

CulturBooks ist ein Digitalverlag, der von Zoë Beck und Jan Karsten geführt wird. Seit Oktober 2013 erscheint ein vollständiges literarisches Programm – von der Kurzgeschichte, über die Novelle bis zu Romanen und Sachbüchern – mit einem Konzept, dem die denkbar einfachste Idee zugrunde liegt: Wir publizieren nur Texte, die uns gefallen. Erst wenn wir voll hinter einem Titel stehen, nehmen wir ihn ins Programm auf und setzen alles daran, das richtige Publikum für ihn zu finden.

Wir veröffentlichen Originale und Ersterscheinungen, wir halten im Print Vergriffenes verfügbar und wir kümmern uns um Lizenzausgaben toller Bücher aus sympathischen Verlagen.

Im Oktober 2015 erweiterte der CulturBooks Verlag sein Angebot von elektrischen Büchern um ein Unplugged-Label: Wir veröffentlichen mit »Das Zigarettenmädchen« unser erstes Printbuch. Natürlich wird es davon auch, ganz konservativ, eine eBook-Ausgabe geben.

Unser vollständiges Programm finden Sie unter culturbooks.de. Dort können Sie sich auch für unseren [Newsletter](#) anmelden, wenn Sie über unsere Lesungen und Neuerscheinungen informiert werden möchten.

Ratih Kumala: »Das Zigarettenmädchen«

Jeng Yah – diesen Namen flüstert der Zigarettenbaron Pak Raja immer wieder, als er im Sterben liegt. Er möchte sie noch einmal sehen, bevor er stirbt. Seine drei Söhne wollen dem letzten Wunsch ihres Vaters entsprechen. Was aber hat es mit dieser Frau auf sich, über die ihre Mutter vor Wut und Eifersucht nicht reden will? Die jungen Männer machen sich auf die Reise, die sie von Jakarta tief ins Herzen Javas führt – und in eine Vergangenheit, die von Schuld und Verrat, von Liebe und Freundschaft, von Neid und Eifersucht erzählt. Zwei Männer, die wegen einer schönen Frau zu bitteren Feinden werden, zwei Familien, deren Wege sich über drei Generationen immer wieder kreuzen, bis die Versöhnung unmöglich scheint ...

»Das Zigarettenmädchen«, der fünfte Roman der indonesischen Autorin Ratih Kumala, ist eine Geschichte über zwei Gründer von Zigarettenfabriken und die Entwicklung der Tabakindustrie, die das Land bis heute nachhaltig prägt. Dabei webt sie die politischen und gesellschaftlichen Hintergründe der jungen Republik ein, vom Ende der niederländischen Kolonialherrschaft und der Invasion der Japaner über die Massenmorde an den Kommunisten bis hin zum heutigen Indonesien.

»Das Zigarettenmädchen« – ein großer Familienroman, unterhaltsam und leichtfüßig, ein verrauchtes indonesisches »Buddenbrooks«.

Ratih Kumala: [»Das Zigarettenmädchen«](#). Aus dem Indonesischen von Hiltrud Cordes. Mit 10 Illustrationen von Iksaka Banu. CulturBooks unplugged, Oktober 2015. 280 Seiten, Klappenbroschur. 17,90 Euro. eBook: CulturBooks Longplayer, 11,99 Euro.

Carlo Schäfer: »Das Bimmel ist ein hochloder Diffel«

Carlos kennt keine Berührungsängste, er begibt sich direkt ins Handgemenge mit dem Wahnsinn dieser Welt, mitten hinein in das Vereinsleben deutscher Dichter und Denker, die Idiotenfabriken von Schreibschulen, den Regiogrimmi, in die Hysterien von Facebookdebatten, in die Foren von Fernsehpfarrern, Volksmusikanten und xenophoben Vollpfosten.

Es ist Notwehr: Carlos bekämpft die täglichen Plagegeister, die da heißen Dummheit, Blödigkeit, Dreistigkeit, Ahnungslosigkeit, Frechheit, Gemeinheit, Widerwärtigkeit, Schmierigkeit und Gier mit der so ziemlich schärfsten ästhetischen und erkenntnistheoretischen Waffe, die es gibt: Mit Komik. Zu unserem großen Vergnügen.

Carlos Miniaturen aus dem heutigen galoppierenden Wahnsinn bieten sicher den radikalsten Querschnitt durch die Realitäten dieser Republik. Ein Querschnitt, der auch die sozialpsychologisch und -hygienisch verzweifeltsten, die ästhetisch heruntergekommensten und moralisch verderbtesten Gegenden mit einschließt, aus denen wir über den Zustand von Merkel-Land hier und heute in fünfzig Jahren mehr lernen werden, als wir jetzt schon ahnen.

Carlo Schäfer: [»Das Bimmel ist ein hochloder Diffel.«](#) Aus den »Carlos«-Kolumnen. Mit einem Vorwort von Thomas Wörtche. Digitales Original. CulturBooks Album, Mai 2015. 160 Seiten. 4,99 Euro.

Carlo Schäfer: »Der Tod dreier Männer«

Carlo Schäfer schreibt da weiter, wo Nikolai Gogol, Franz Kafka und Daniil Charms aufgehört haben: über das Grotteske und Irre der Welt – präzise, genau, wahnwitzig, komisch und hammerhart. Ein Miniaturenroman, subtil gewoben, mit Knalleffekten.

»Der Tod dreier Männer. Über den Heimgang des Karl Karst, des dicken Herrn Konrad und dessen, der sich David nannte, sowie Medizin, Diakonie, Schädlingsbekämpfung und Theodizee« – so der vollständige Titel – ist ein *roman noir* ohne offensichtliches Verbrechen. Angesiedelt in zutiefst verbrecherischen Gegenden der menschlichen Seele.

»Ich hätte in meinem Leben gern mehr gute Dinge getan«, sagt er. »Aber dafür war ich zu dick. Ich habe aber eigentlich auch nicht allzu viel Schlechtes getan. Die Leute behandeln einen, als wäre man ein schlechter Mensch, wenn man dick ist, aber das ist nicht gerecht.«

»Carlo Schäfer bricht mit den Gesetzmäßigkeiten der Krimiliteratur, indem er auf Subversion durch Witz, Kodderschmauze und Sinnverweigerung setzt. Äußerst lesenswert.« *Bruno Laberthier, faust-Kultur*

Carlo Schäfer: [»Der Tod dreier Männer«](#). Kurzroman. (Auch in englischer Übersetzung erschienen) CulturBooks Maxi, 2013. Digitales Original. 100 Seiten. 5,99 Euro.

Besuchen Sie CulturBooks im Internet:

www.culturbooks.de

www.facebook.com/CulturBooks

twitter.com/CulturBooks

[plus.google.CulturBooks.com](https://plus.google.com/CulturBooks.com)

Newsletter

Gern informieren wir Sie über unsere Neuerscheinungen und aktuelle Aktionen:

[CulturBooks/Newsletter](#)